



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bitterauh, Theodor: Friedrich Stepß und das Schönbrunner Attentat auf
Napoleon I.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Friedrich Stepß und das Schönbrunner Attentat auf Napoleon I.

Von Theodor Bitterauh



Während des Aufenthalts Napoleons des Ersten in Erfurt bewegte sich unter den ersten, die ihm zjubelten, ein junger Kaufmannslehrling, Friedrich Stepß, Sohn des Predigers bei St. Dttmar in Raumburg, M. Fr. Gottlob Stepß. Ein Jahr später wurde der Jüngling wegen eines Attentats gegen die Person des französischen Kaisers in Schönbrunn erschossen. Man weiß, einen wie tiefen Eindruck dieses Ereignis auf Napoleon selbst gemacht hat. Aber in der Seele des Jünglings vermochte man bisher noch nicht zu lesen. Die Akten des Kriegsgerichtes allein haben das psychologische Rätsel nicht zu lösen vermocht. Erst die im Auftrage des Herzogs von Triaul durch den Intendanten von Erfurt, Devismes, vorgenommenen Nachforschungen ermöglichen zusammen mit den Akten des Kriegsgerichtes eine genauere Würdigung des Falles.*)

Am 14. März 1792 geboren, wurde Friedrich Stepß am 5. Mai 1806 von seinen Eltern nach Erfurt gebracht, wo er zu Pfingsten als Lehrling in die Rankfabrik von Rothstein, Lentin u. Cie. eintrat. Dreieinhalb Jahre war er in diesem Berufe mit Lust und Liebe tätig zur Zufriedenheit seiner Prinzipale, die keine Gelegenheit fanden, ihm Vorwürfe zu machen. Sein Vater spricht ihm „eine gute Beurteilungskraft, aber kein schnell faßbares Gedächtnis“ zu, seine Lehrherrn fanden in ihm Sanftmut mit Einfalt gepaart; die Freunde, denen er in Erfurt näher trat, August Zeremmer aus Derenburg bei Halberstadt, Lehrling in der Kaiserschen Buchhandlung, und Karl Walter aus Sachsen, Kommiss bei dem Buchhändler Ziegler, nennen ihn den besten Menschen, dem nichts Schlimmes zutrauen sei. Mit ihnen beiden und Friedrich Christian Blasß aus Allendorf in Westfalen nahm er im Jahre 1809 englische Stunden

*) Von den französischen Memoiren, die das Schönbrunner Attentat beleuchten, sind die von Mepp und Sarary wertvoll; Bourienne, der vorgibt, sich nach den Erzählungen Mepps Aufzeichnungen gemacht zu haben, gibt nur eine Paraphrase der Meppschen Memoiren, Lescazes die Erzählung Napoleons auf St. Helena. Stepßens Vater, der die erste schriftliche Kunde von dem Schicksale seines Sohnes durch die Nummer 26 (vom 29. Mai 1813) des russisch-deutschen Volksboten von Kogebeue erhielt, hat mit dreiundsechzig Jahren eine Biographie verfaßt, die nach seinem Tode herausgegeben wurde: Friedrich Stepß. Erschossen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleons Befehl im Oktober 1809. Eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters M. Fr. Gottl. Stepß, Prediger zu St. Dttmar von Raumburg. Nebst den Zeugnissen der Zeitgenossen. Berlin 1843. Einiges neue Material aus den Akten des Raumburger Oberlandesgerichtes schöpfte G. Borkowsky, das Schönbrunner Attentat im Jahre 1809 nach unveröffentlichten Quellen, im Jahrgang 57 der Grenzboten, 1898, viertes Vierteljahr S. 293 ff. Die Akten des Kriegsgerichtes finden sich in Paris, Archives nationales F J 6542 n. 1864 S2 Stepßs Frédéric Saxon. Dem Archivar daselbst, M. Caron, sei auch an dieser Stelle mein herzlichster Dank ausgesprochen.

bei Joachim Wilhelm Bellermann, dem Sohne eines angesehenen Spezereihändlers; die Schwester dieses Lehrers, Charlotte Bellermann, entfesselte seine ganze Leidenschaft, die er aber weder ihr noch sonst jemand eingestand. In seiner freien Zeit las er viel; aber, wie er später sagte, keine Romane, sondern „indifferente“ Bücher: *Roxebue*, Schiller (auch die Jungfrau von Orleans), *Campe*, *Fenelon* und *Voltaire's* Geschichte Karls des Zwölften. Die römische Geschichte kannte er aus der allgemeinen Weltgeschichte von *Schröckh*; dabei fesselte ihn der Mord, den Romulus an Remus beging, aber des Brutus und des Cinna erinnerte er sich später nicht mehr. Die französische Geschichte interessierte ihn erst von der Revolution an; er wußte, daß mehrere Personen auf den Kaiser erfolglose Anschläge verübt hatten, aber Charlotte Corday und Georges Cadacdel kannte er nicht. Nach dem Ausbruch des Krieges 1809 hörte er in Erfurt in den Cafés, Napoleon führe Krieg, nur um sich zum Herrn von Europa zu machen. Da schwand auch der Enthusiasmus dahin, den er dem Kaiser früher so lebhaft entgegen getragen hatte; seine Liebe verwandelte sich in Haß, und er faßte den Entschluß, ihn im ersten günstigen Augenblick ums Leben zu bringen. Das war zur Zeit der Kämpfe um Wagram (5. und 6. Juli). Als er dann in öffentlichen Blättern, namentlich in Frankfurter und Berliner Zeitungen las, beinahe ganz Deutschland sei von französischen Truppen besetzt und verheert, die Bewohner ihres Vermögens beraubt und unglücklich gemacht, wollte er seinen Plan wirklich ausführen. In seinem Vorhaben bestärkte ihn die Anwesenheit mehrerer Sächsischer Offiziere und Unteroffiziere in Erfurt, die Rekrutierungen vornahmen. Einer von ihnen erzählte, die sächsische Armee, die vorher 16000 Mann umfaßt habe, sei durch die Schlacht bei Wagram auf 4000 Mann zusammengeschmolzen. Die Offiziere berichteten, die Sachsen seien von den Franzosen zum Angriff gezwungen worden; man habe im allgemeinen jedes Mittel versucht, sie zu vernichten. Diese Mittheilungen fanden Glauben, und man freute sich, daß auch die Franzosen schwere Verluste erlitten hatten. Stepß hoffte, nach dem Tode ihres Kaisers würden die Feinde aus Deutschland vertrieben, der Handel wieder aufleben, die Völker glücklicher werden. Aber von dem Augenblick an, wo in den Zeitungen von einem baldigen Frieden die Rede war, gab er sein Vorhaben wieder auf.

Zu Anfang August, zur Zeit des Kirchsfestes, weilte er acht Tage im Elternhause in Naumburg: „Heiter und unbefangen“, erzählte sein Vater, „kam er an und vergnügte sich mit den Kindern und Eltern wie nur irgend ein junger Mensch, dem die Welt vor ihm lacht, und der an nichts Arges oder Ernsthaftes denkt.“ Seine eifrige Teilnahme an den Kriegereignissen war den Eltern nicht verborgen geblieben; einmal hatte er den Vater gebeten, ihm alles zu schreiben, was er wisse. „Denn wir müssen doch alles erfahren, trotz der umhererschleichenden schändlichen Polizei.“ In Naumburg sprach er dann davon, daß vielleicht bald der Friede geschlossen würde, und die Truppen dann nach Spanien abgingen. Der alte Stepß scheint gefürchtet zu haben, daß sein Sohn

zu den Soldaten müsse, denn von Erfurt schreibt ihm dieser am 31. August: „In Ansehung der Soldaten machen Sie sich aber zu viel Angst, denn 20000 Mann spürt man in Sachsen noch nicht so sehr, daß man Studierende und von der Kaufmannschaft Leute wegnehmen wird, und für jetzt werden sie doch mit dieser Armee genug haben, und wegen der Zukunft laß ich mir keine grauen Haare wachsen, da kann sich noch viel ändern. Sorgt nicht für den andern Morgen, denke ich. Der Erzherzog Carl soll das Oberkommando unter der Bedingung wieder übernommen haben, daß seine Brüder von der Armee abgehen müßten, und er Generäle an ihre Stelle setzen dürfe, denn diese könne er bei Fehlern bestrafen, aber jene nicht. Der Herzog von Braunschweig-Ols hat sich mit den Engländern vereinigt. Die gute Mutter grüßen Sie recht oftmals und ich bitte Sie recht sehr, sich nicht unnötige Angst zu machen, es wird alles gut gehen.“ Das war aber nur Verstellung. Denn er suchte seinen Freund Walter zu überreden, mit ihm Soldat zu werden, da sie doch Landsleute seien. Seine Vorliebe für das Militär und sein Ehrgeiz hatten, auch dem ihm fernstehenden Bellerman fiel das auf, die Vorhand in seinen Gefühlen. Seine Prinzipale hatten zwar nie bemerkt, daß er sich in Politik mische, und aus keiner seiner Reden das Interesse wahrgenommen, das er dem Kriege entgegenbrachte. Dagegen erzählte er den Freunden alles, was er wußte; aber sie beschäftigten sich nicht viel mit Politik, und als er ihnen sagte, die Franzosen würden aus Osterreich und Deutschland verjagt werden, erklärten sie ihn für einen Narren (fou). Schon als er während der Bewegungen des Schillschen Korps von den großen Diensten sprach, die er vermöge seiner ausgesprochenen Neigung für den Soldatenstand dem Hause Osterreich leisten werde, hielt ihn Zerrenner für „beinahe verrückt“; diese Überzeugung wuchs, als Friedrich von einer Vision erzählte, die ihn zum Helden von Deutschland bestimmte. Diese Träume, in die auch Walter eingeweiht wurde, sind ein Erbteil von seiner Mutter; sie hatte ihn im Traume ins Wasser fallen sehen, ohne ihn retten zu können, und diese Erscheinung hatte ihr mütterliches Herz oft bekümmert. Zerrenner schob die Schuld auf die Lektüre eines Buches, das die Ereignisse des Jahres 1810 prophezeite, und hielt es für die Prahlereien eines jungen Mannes, wenn Stepf Karls des Zwölften Heldentaten überbieten wolle; er bemühte sich, den Freund von seinen Ideen abzubringen, und wenn es ihm auch nicht gelang, ihn vollständig zu beschwichtigen, so erhielt er doch das Versprechen, daß jener keinen unüberlegten Schritt unternehmen wolle. Von dieser Zeit an schwieg Stepf; er fürchtete, man könnte ihn an der Tat hindern oder ihn verraten. Seine Freunde glaubten, er habe seine Meinung geändert, er wußte sie aber nur zu täuschen, indem er noch zwei Tage vor seiner Abreise bei Bellermann Bücher zum Erlernen der englischen Sprache bestellte. Er war in Wirklichkeit auf das Attentat zurückgekommen, als die Friedensgerüchte sich nicht bestätigten und der Krieg seinen Fortgang nahm; denn man rekrutierte viel in Deutschland, und in Sachsen wurden ungefähr 20000 Mann ausgehoben.

Während der eine der Prinzipale, Rothstein, auf der Leipziger Messe weilte, bereitete Stepß seine Flucht vor. Er fälschte auf einer Einladung für den Polizeikommissar in Erfurt, Kahlert, die Unterschrift Lentins. Damit gelang es ihm, anstandslos einen Paß nach Naumburg zu erhalten. Später radierte er darin das Wort Naumburg fort, und setzte an dessen Stelle Wien. Bei dem Webermeister Rothe, der ein Wechselbureau hatte, entlieh er sich elf Friedrichsd'or. Ein Arbeiter seiner Fabrik mußte ihm einen Mietswagen besorgen, angeblich um jemand in Weimar abzuholen; seine Freunde, denen er sagte, er gehe nach Weimar, glaubten, er habe dazu von Lentin Urlaub. An diesen hinterließ er einen Zettel: „Wichtige Gründe machten es mir unmöglich, in Erfurt länger zu bleiben. Alle Bemühungen, zu erforschen, wo ich bin, werden vergebens sein. An meine Eltern brauchen Sie nicht zu schreiben, indem ich es schon gethan habe und sie um Verzeihung bat; sie werden das, was ich hier borgte, als das Letzte für mich bezahlen“. Ein Billet an Zerrenner und die Freunde hatte folgenden Wortlaut: „Si vous venez me chercher, vous ne me trouverez que parmi les vainqueurs ou parmi les morts sur le champ de bataille; je ne puis rester plus longtemps ici et je prends congé de vous“. Am 23. September hatte er auch einen Abschiedsbrief an die Eltern geschrieben, des Inhalts, er müsse fort, um Tausende von ihrem Verderben, vom Tode zu retten, und dann selbst zu sterben. Was und wie er es tun wolle, dürfe er ihnen nicht entdecken. Als er nach anfänglichen Hindernissen Gott bat, ihm die Mittel zum Vollbringen zu gewähren, war es ihm, als sähe er Gott in seiner Majestät, der mit donnerähnlichen Worten zu ihm sprach: „Gehe hin und tue, was du dir vorgenommen hast“. Da habe er ihm Gehorsam bis in den Tod geschworen, obwohl er diesen Schwur dann oft bereute und auch seine Geliebte verlassen müsse. Später, als man ihm in seinem Verhör vorhielt, nach den Grundsätzen seiner Religion sei doch der Mord verboten, erwiderte er, er wisse es wohl; aber er wollte lieber für das Glück Europas und der Menschheit sein Leben opfern als in einem so kostbaren Augenblick untätig bleiben. Auch habe er die innerste Überzeugung, es werde ihm nicht nur gelingen, den Zorn des höchsten Wesens zu versöhnen, sondern der ewige Vater werde ihn noch belohnen, weil er die Erde von einem Fürsten befreien wollte, den er für die erste Ursache des Krieges hielt. Bei den starken Rekrutierungen in seiner Heimat wäre er wohl selbst ausgehoben worden. Als tapferer Soldat hätte er die Pflicht gehabt, Morde zu begehen, bei denen für sein Vaterland nichts herausgekommen wäre, während der eine Mord, den er vollbringen wollte, seiner Meinung nach der Menschheit günstig gewesen wäre. Besonders gestärkt habe ihn, wie er den Eltern schrieb, die letzte Sonntagspredigt, die mit den Worten schloß: „Erhaben über Staub, unsterblich ist des Menschen Geist“.

Am 24. September verließ er Erfurt; die beiden ersten Tage reiste er allein in seiner Kariole über Arnstadt, Ilmenau bis Eisfeld; dort verkaufte er den Wagen. Von da ritt er über Koburg nach Bayreuth; dort veräußerte er auch das Pferd.

Die Strecke bis Amberg legte er zu Fuß zurück; ein Fiaker brachte ihn bis Regensburg, ein Schiff von da am 7. Oktober nach Wien. Hier verbrachte er die erste Nacht in einer Herberge der Leopoldstadt unter französischen Husaren auf Stroh. Da er in Wien niemand kannte, ließ er sich von einem Unbekannten in der Straße „Im Glend n. 188“ eine Wohnung empfehlen. In den Cafés studierte er eifrig die Zeitungen; schon in Erfurt hatte er von dem baldigen Abschluß des Friedens gelesen, das Volk glaubte, daß er in Wien schon unterzeichnet sei; er überzeugte sich aber, daß es nicht der Fall sei. Auch verschiedene Theaterstücke las er, namentlich eine Komödie: „Der Friede am Pruth“. In dem Wirtshaus, wo er aß, hörte er von einem Füsilier und zwei Husaren, daß in Schönbrunn alle Sonntage Parade sei. Schon am 8. Oktober war er mit einem Degenstoß, den er sich für seine Reise angeschafft hatte, draußen, sein Attentat auszuführen; aber wegen der vielen Zuschauer hielt er es für besser, einen Dolch zu gebrauchen. Auf Befragen erfuhr er noch von einem Gardeoffizier, die nächste Parade finde am Donnerstag statt. Bei einem Kaufmann am Hof kaufte er nun einen Dolch, den er nicht weit davon schleifen ließ; damit aber der Scherenschleifer ihn nicht frage, warum er den Dolch auf beiden Seiten schleifen lasse, ließ er ihn nur an der Spitze doppelt schärfen; er gab an, er brauche ihn als Küchenmesser. Mit dieser Waffe wollte er sich dann am 12. Oktober dem Kaiser nähern und ihn ansprechen: „Aurons nous la paix ou non; wenn er keine oder eine abschlägige Antwort erhielt, wollte er ihm den Dolch ins Herz stoßen.

Als Stepf am 12. Oktober Mittags den Schloßhof in Schönbrunn betrat, war der Kaiser eben die große Schloßtreppe hinabgestiegen, an deren Ende verwundete Offiziere mit Bittgesuchen und neben der Garde, den Adjutanten usw. drei verwundete badische Soldaten warteten. Napoleon blieb bei den drei Badensern stehen, dann ließ er die Truppen einige Bewegungen ausführen und sprach mit Offizieren der Jäger zu Pferde, als Stepf bis auf zwei Schritte in seine Nähe trat, sauber gekleidet, in einem neuen olivenfarbigen Überrock mit grünem Kragen und grünen Aufschlägen, einen französischen Chapeau-Claque mit der französischen Kokarde auf dem Kopfe. Napoleon hatte ihn nicht bemerkt; aber Berthier hielt ihn an: „Lassen Sie mich wissen, was Sie von dem Kaiser wollen. Übergeben Sie mir Ihr Gesuch“. Der Jüngling hatte nämlich den Mantel oben geöffnet und die Hand hineingesteckt, als wolle er eine Bittschrift hervorziehen. Als Stepf heftig rief: „ich will sie nur dem Kaiser übergeben“ und weiter schreiten wollte, faßte ihn der Marschall am Knopfloch und drängte ihn zur Seite: „So nähert man sich dem Kaiser nicht; sprechen Sie mit dem Adjutanten vom Dienst“. Zugleich rief er den General Repp, die Papiere des jungen Menschen, der ihm verdächtig vorkomme, zu prüfen; Repp übergab ihn den Gendarmen. Nun fand man das große Küchenmesser, das in einem mit Bindfaden verschnürten Bogen Papier wie in einer Scheide steckte, ein Portefeuille mit siebenzehn Gulden in Papier und zwei sächsischen Goldstücken, drei Silhouetten, deren eine die Geliebte Friedrichs darstellte; die beiden andern waren

Bildnisse seiner Freunde. Einen Brief vom 9. September hatte er angeblich von einem Freunde erhalten; erst später stellte sich heraus, daß er ihn in Erfurt noch an sich selbst geschrieben hatte, um den Schein zu erwecken, als habe er geschäftlich in Wien zu tun.

Vor den Gendarmen, sowie vor Repp und Savary blieb der Verhaftete dabei, er habe dem Kaiser allein etwas mitzuteilen, es sei ein Geheimnis, das sonst niemand wissen dürfe. Man könne mit ihm machen, was man wolle, er sei bereit zu sterben. Vor Napoleon geführt, hatte er in Gegenwart von Berthier, Bernadotte, Duroi, Repp und Savary mit dem Kaiser eine halbständige Unterredung; er gestand, daß er ihn habe töten wollen; während des Erfurter Kongresses habe er den Plan noch nicht gefaßt, da er geglaubt habe, der Kaiser werde Deutschland den Frieden geben. Als der Leibarzt Corvisart gerufen wurde, um ihm den Puls zu fühlen, war keinerlei Aufregung an ihm wahrzunehmen. Auch auf die Frage: „Würden Sie es mir danken, wenn ich Sie begnadigte?“ verhartete Stepf bei seiner Absicht: „Ich würde Sie dennoch zu töten suchen.“

Er wurde darauf in das Polizeihaus in Wien gebracht, wo er am 13. und 14. Oktober vor dem Polizeikommissar Schulmeister vernommen wurde: Er schlief ruhig des Nachts und gab bis zuletzt auf alle Fragen klare und bestimmte Antwort. Als man ihm vorhielt, warum er nicht den Kaiser Franz getötet habe, meinte er, die Franzosen wären alsdann in Deutschland geblieben und er selbst wäre nicht im stande gewesen, Deutschland, Holland, Spanien, England und auch Frankreich zu retten oder ihnen einen Dienst zu erweisen; denn nur durch Napoleons Tod könne der Friede wiederhergestellt werden. Er habe nicht die geringste Unruhe in sich verspürt und hätte seinen Plan kaltblütig ausgeführt. Die Strafe, die ihn treffe, kenne er wohl; aber je schmerzlicher sie sei, um so mehr ersehne er die Nähe des Todes, um endlich die ewige Seligkeit zu genießen. Er erhoffe für den beabsichtigten Mord eine Belohnung vom höchsten Wesen. Schulmeister suchte ihm nun eine bessere Meinung von Napoleon beizubringen. Er habe den Bürgerkrieg in Frankreich beendet, die öffentliche Sicherheit wieder hergestellt, dem Lande das Konkordat und die Freiheit des Kultus gegeben und tue alles für das Glück seiner Völker. Stepf sagte, daran habe er nie gedacht und sich nur das Unglück in Deutschland vor Augen gehalten. Er ließ sich auch überzeugen, daß nicht Napoleon, sondern Kaiser Franz den Krieg begonnen habe, und gab schließlich zu, daß er sich geirrt habe.

Dieses Verhör hatte der Kaiser am 12. Oktober angeordnet; er hatte die Absicht, den Übeltäter vor ein Kriegsgericht zu stellen, doch sollte die Sache möglichst geheimgehalten werden.*) Berthier hatte schon vorher verboten über den Fall zu sprechen, und obwohl eine große Zuschauermenge durch die Parade angelockt worden war, hatte niemand etwas von dem Vorgang bemerkt; erst am folgenden

*) Napoleons Brief an Couché in der „Correspondance“, 19, 572.

Tage verbreitete sich das Gerücht von einem Attentate auf den Kaiser. Am 15. Oktober wurde die Militärkommission, bestehend aus dem obersten Feldrichter der Armee, General Sauer, und zwei Schwadronschefs der Gendarmerie, eingesetzt. In dem geheimen Verhör vor dieser Kommission hielt Stepß alle seine früheren Angaben aufrecht; als Motiv der Tat gab er hier auch an: „Ich wollte mir durch einen Mord einen großen Namen machen.“ Er sagte, er habe vor einiger Zeit von der schrecklichen Härte gelesen, mit der man gegen alle Verschwörer vorgehe; aber die Lektüre von Trauerspielen habe ihn gelehrt, den Tod zu verachten. Er habe erwartet, die Soldaten würden ihn auf der Stelle töten und seine Leiden würden nicht groß sein. Er bedauere seine armen Eltern, die unschuldig seien. Man wandte alle möglichen Mittel an, um ihn zu weiteren Geständnissen zu veranlassen und seine Mitschuldigen zu nennen; man stellte ihm auch die Begnadigung in Aussicht; er blieb aber dabei, daß er die ganze Wahrheit gesagt habe.

Die Verhandlung vor dem Kriegsgericht dauerte nicht lange; die Anklage lautete merkwürdigerweise auf Spionage. Die einzige Frage, die dem Gericht von dem Präsidenten vorgelegt wurde, war: *Le nommé Frédéric Stepß, qualifié ci-dessus, accusé d'espionage, affectant la démence, est-il coupable?* und da sie einstimmig bejaht wurde, ergab sich das Todesurteil mit Notwendigkeit aus dem Gesetz vom 21. Brumaire des Jahres 5 (11. November 1796). Abends um 7 Uhr wurde das Urteil dem Angeklagten vorgelesen, am andern Morgen, den 16. Oktober 1809 um 6 Uhr vollstreckt. Stepß starb in dem festen Glauben, daß er zum Himmel eingehe, da er sein Gelübde gegen Gott erfüllt habe.

Seine Tat hatte wirklich solchen Eindruck auf Napoleon gemacht, daß er rasch Frieden schloß; aber eine Folge, die Stepß nicht vorausgesehen hatte, war die, daß nun alle französischen Behörden eine systematische Verfolgung des Tugendbundes und der damit verwandten Vereinigungen eintreten ließen; bis zu dieser Zeit findet man in den französischen Akten nur gelegentliche Mitteilungen über die deutschen Ideologen.

Napoleon hätte den deutschen Pfarrerssohn vielleicht weniger gefürchtet, wenn er sicher gewesen wäre, daß er einen Geisteschwachen vor sich habe; auf das Kriegsgericht machte Stepß wohl den Eindruck eines Irrsinnigen, aber man hielt alles für Verstellung und schenkte ihm keinen Glauben; nur so läßt sich die gewundene Anklage wegen Spionage verstehen; seine Angehörigen aber haben ihn sofort nach seinem Verschwinden für geisteschwach erklärt. Am 27. September waren sie von der Flucht ihres Sohnes durch einen Brief des Handlungsdieners der Fabrik in Kenntnis gesetzt worden. Da der Vater krank war, fuhr die Mutter mit Extrapost nach Erfurt; in Hessenhausen traf sie Friedrichs Brief vom 23. September. In Erfurt meinte Lentin, er sei nach England gereist, andere, er sei Soldat geworden. Ein Bote, Meister Vater, wurde nach Leipzig zu Rothstein geschickt, der dann beim sächsischen Militär nach seinem Lehrling suchen ließ. Die Eltern hatten dem Boten einen

Brief an den Sohn mitgegeben, der ihre Ratlosigkeit und ihren tiefen Schmerz zeigt.

Der Vater, der den Ehrgeiz des Sohnes kennt, verspricht ihm im Falle der Rückkehr, daß er im Geschäft zum Diener avancieren soll; im übrigen geht er auf die Vorstellungen Friedrichs und seiner Mutter nicht ohne eine gewisse Überlegenheit ein: „Wir haben uns in Tränen. Willst Du meine grauen Haare mit Herzleid unter die Grube bringen? Kehre, o kehre zurück! Wie doch bei Abraham, so spricht Gott: „Nun weiß ich, daß Du Gott fürchtest. Komme, teurer Sohn, komm in unsere Arme, ehe Dir das erwachte Gewissen Deine Ruhe vergeblich und Dich zeitlich und ewig elend macht. Dein Herz ist unverdorben, aber Dein Verstand leidet, denn ich verstehe Dich besser als Du, was recht ist. . . Wohl, Du hast Gott und seiner Stimme gehorcht, höre auch auf die neue Stimme Gottes, die Deine Mutter vernommen. . .“ Die Äußerungen, die Friedrichs Eltern in ihrem ersten Schmerz niedergeschrieben haben, geben einen gewissen Einblick in das Leben der Familie; aber es ist wichtig zu beobachten, wie in dem Vater, noch ehe er das Unglück im ganzen Umfange kannte, der Gedanke an die geistige Anzurechnungsfähigkeit des Sohnes auftaucht. In den nächsten Tagen verhielten sich die Eltern, wie Vater Steph am 3. Oktober an Rothstein schreibt, meist leidend in ihrem Schmerz; sie taten, was ihnen ein guter Freund riet; aber auch in diesem Briefe ist von der Geisteschwäche Friedrichs die Rede: „Er komme, wie er wolle, ich nehme ihn an, denn er ist nicht durch eigene Schuld, er ist durch Geisteschwäche oder Zerrüttung davon gegangen. . . Ach sein Geist leidet sehr, davon mündlich mehr.“ Da man vermutete, Friedrich habe sich bei der sächsischen Armee anwerben lassen, bat der Vater Rothstein, eine anonyme Anzeige in den Reichsanzeiger in Gotha über die Flucht seines Sohnes einsetzen zu lassen und sie vielleicht auch in Wiener und Prager Zeitungen zu publizieren. Das Schema, das er dem Briefe beilegte, spricht wieder von der Geisteskrankheit: „Unser Guter Fritz hat am 24. September d. J. seinen Lehrherrn in einer Stadt Thüringens ohne Erlaubnis und ohne Ursache verlassen. Da er von seiner Kindheit auf einen unwiderstehlichen Trieb zum Handelsstande hatte, auch sich so dazu qualifizierte, daß sein Lehrherr, mit ihm zufrieden, ihn wegen seines Betragens früher zum Diener erklären wollte, als es im Kontrakt bestimmt war, so kann ihn nichts anderes als Geisteskrankheit und Schwachheit der Seele aus seinen so glücklichen Verhältnissen herausgerissen haben. O, er war ein frommer Sohn! Vermutlich ist er in eine militärische Verbindung getreten. Daher wird jeder fühlende Mensch, alle Militär- und Zivilbehörden, flehentlich ersucht, diesen geisteschwachen Menschen im Betretungsfalle anzuhalten, aber ja wegen seiner Verstandeschwäche und großen Ambition mit aller Schonung und Delikatesse, daß er nicht entschlüpfe noch sich ein Leids tue, sondern ihn zur Verwahrung einem freundlichen und verständigen Mann anvertraue und schleunigst dem allgemeinen Anzeiger in Gotha davon Nachricht erteile, daß zu seiner Abholung

gegen dankbare Bezahlung die nötigen Anstalten getroffen werden können. Indessen möge er mit einem Matin und warmen Strümpfen versehen werden. Darum bitten seine äußerst bekümmerten Eltern.“ Nicht ohne Interesse ist auch das beigegebene Signalement: „Unser Sohn ist 17½ Jahre alt und mißt etwa 72 Zoll. Er hat ein angenehmes volles rotes Gesicht mit einer etwas hohen Unterlippe, sein Haar ist schwarzbraun mit einem sogenannten Hahnenkamm; sein Auge schwarzbraun, seine Stimme stets frischer, aber er redet das Deutsche rein, nur daß er sich „au“ statt „auch“ angewöhnt hat. Seine Miene ist ernsthaft, aber im Sprechen freundlich und gefällig. Er spricht englisch und französisch. Er soll in einem gelben geflochtenen zweirädrigen Karriol mit einem Fuchs seine Flucht angestellt haben, was aber vielleicht nun verkauft ist. Er trägt einen braunen Überrock mit gelben Knöpfen und vermutlich einem Rancun-Jäckchen darunter, eine Rancun-Mütze, neue aschgrau melierte Beinkleider und vermutlich Zugstiefel. In einer Hand hat er eine zugeheilte Schmarre von einer alten Wunde.“ Diese Annonce ist tatsächlich im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ in Nummer 275 vom Donnerstag, den 12. Oktober 1809, also an dem Tage, wo Friedrich verhaftet wurde, zu lesen.

Die Anzeige blieb ohne Erfolg. Es dauerte ziemlich lange, ehe der Vater durch einen Brief aus Hamburg deutliche Kunde vom Tode seines Sohnes erhielt. Die Verhöre, denen der alte Stepf unterzogen wurde, sind uns nicht erhalten; Rothstein und Lentin erklärten am 23. Oktober: Bis zum Augenblick der Abreise ihres Lehrlings hatten sie nie etwas bemerkt, was auf seine Unzurechnungsfähigkeit schließen ließ; aber die Einfalt seines Charakters habe ihnen einige Male zu denken gegeben, daß seine Organe schwach seien und unfähig, starke Eindrücke zu verarbeiten. „Erst als Rothstein bei seiner Rückkehr von Leipzig in Naumburg den Brief an seine Eltern las, haben sich Zweifel geregt, und man war von seiner Unzurechnungsfähigkeit überzeugt. Die von seinem Vater an Rothstein gerichteten Briefe bestätigten die Unruhe seiner Familie über den Zustand seines Kopfes.“

Der Intendant von Erfurt, Derismes, der die Protokolle über die verschiedenen Verhöre und die Briefe, die man zu dieser Angelegenheit gefunden hatte, dem Herzog von Friaul übersandte, bemerkte dazu, alles, was bisher deponiert worden sei, scheint mehr geeignet, Mitleid zu erwecken als die Vorstellung eines strafbaren Gedankens hervorzurufen. Heute wird man Stepf kaum die volle Verantwortlichkeit für seine Tat zutrauen dürfen; aber man muß trotzdem in ihm den Repräsentanten des geknebelten Deutschland sehen, der in einer Zeit des Gäreus maßloser Kräfte der allgemeinen Spannung Ausdruck verlieh.

